

Superintendent Traugott Alberti.

Geboren in Wsch am 19. April 1824,
gestorben daselbst am 23. Februar 1914.

Nach einem Lichtbild vom Jahre 1894.

Aus meinem Leben.

Jugenderinnerungen

VON

D. theol. Gottlob Traugott Alberti,
Pfarrer und Superintendent in Wsch.

Mit Bildern nach Aquarellen von der Hand weiß. des Superintendenten
D. G. Traug. Alberti zu seinem 100. Geburtstag herausgegeben
VON

Karl Alberti,
Bürgerschuldirektor i. R. in Wsch.



Wsch 1924.

Im Verlage des Herausgebers. — Druck von Albert Gugath.



Der Blick aus Altershöhe gleicht der Umschau von einem hohen Berge. Das Näherliegende tritt ziemlich scharf und klar vor's Auge; dringt aber der Blick weiter hinaus in die Ferne, so verliert man endlich die Linien, welche die Grenze zwischen Himmel und Erde bezeichnen. Und doch fesselt das Auge gerade diese Unklarheit und der Mangel an bestimmten Umrissen des Bildes, auf das man schaut.

So drängen sich mir auch bei der Rückschau in meine Kindheit oftmals die Fragen auf: Wie war es damals? Wie sah es in der Heimat aus? Wer bewohnte sie? Was trieben und was glaubten die Leute damals? — Und vielleicht ist es manchem nicht unwillkommen, wenn ich einiges aus meinen Knabenjahren, also aus der Zeit um 1830 erzähle, wie es mir im Gedächtnis haftet.

Meine ersten Kindheitserinnerungen knüpfen sich an mein Geburtshaus, das im Jahre 1892 abgetragene Altes Diakonat, welches mein Vater *Karl Heinrich Alberti* seit dem Jahre 1822 innehatte. Es war nach einem Brande vom 8. März 1781, dem die Inspektorat, das Rektorat und zwei anstoßende Häuser zum Opfer fielen, neu erbaut worden und sah mit seinen starken Mauern und hohem Ziegeldach recht stattlich aus, war jedoch wenig wohnlich, da es an der Nordseite der großen Kirche in deren Schatten stand. Nur die gegen Westen gelegenen Zimmer hatten in den Sommermonaten etwas Abendsonne.

Die Stufe vor der Haustüre bildete ein alter Grabstein aus weißem Marmor. Auf diesem stand ich einst als ganz kleiner Knabe neben meinem Vater, der nach dem Wetter ausschaute. Es war ein Gewitter im Anzuge und eben fielen die ersten schweren Regentropfen. Plötzlich blendete uns das grelle Licht eines Blitzes, dem kein Donner folgte, sondern nur eine Art Knattern oder Rasseln. Der Blitz hatte in den Turm eingeschlagen und war am Blitzableiter hinabgefahren. Wo letzterer in die Erde geleitet ist, sprühte der Sand auseinander und ich glaube in Erinnerung zu haben, daß die

Erde an dieser Stelle ringsum etwas aufgewühlt war. Glücklicherweise richtete der Blitz keinen weiteren Schaden an. Nur die große stark vergoldete Spitze des Blitzableiters war abgeschlagen und fiel mit lautem Gepolter auf der Südseite des Turmes hinab.

An der Westseite des Diakonates befand sich ein kleiner Hofraum, der etliche Stufen tiefer lag als der Kirchplatz. Wir Knaben konnten ihn bei unseren Spielen nie benützen, da er den ganzen Tag im Schatten lag und sogar im Hochsommer stets feucht war. In diesem z. T. moosbedeckten Raume stand ein uralter Taufstein, der — nach seinen gotischen Formen zu schließen — mindestens in das 16. Jahrhundert zurückreicht. Er ist gegenwärtig in dem Bahnhause hinter dem Lutherdenkmale untergebracht.

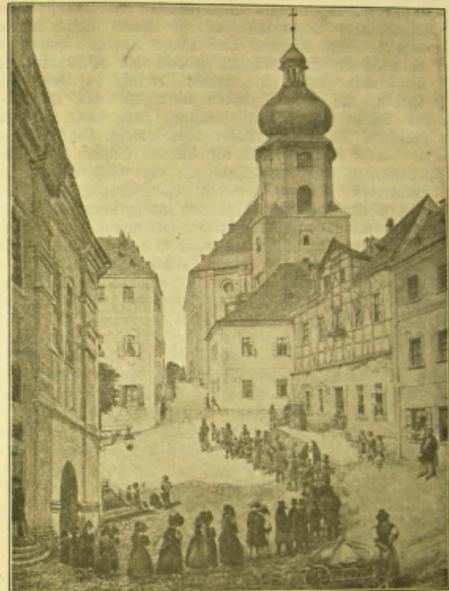
Ostwärts schloß sich an mein Geburtshaus das Inspektorat an, welches damals Joh. Christ. Gottlob Brandstetter innehatte. Wir Kinder nannten ihn Großvater, da meine Mutter Friederike Sack in seinem Hause erzogen und gewissermaßen an Kindesstatt angenommen war. Sie war eine Tochter des angesehenen Arzberger Gerbermeisters Joh. Ad. Sack und dieser ein Bruder der kinderlosen Frau Inspektor. Nach Gottlob Brandstetter erhielt ich meinen ersten Taufnamen, den zweiten nach meinem Großvater Traugott Alberti, Pfarrer in Seyrau bei Plauen.

In sehr lebendiger Erinnerung ist mir noch mein erster Lehrer, Kantor Zahn. Er stammte aus Kulmbach in Bayern, wohin er später auch zurückkehrte. Kantor Zahn war ein sehr tüchtiger Pädagog; besonderes Aufsehen machte es, daß er das Lesen nicht buchstabierend, sondern nach der Lautiermethode lehrte. Einst schenkte er meinem Vater, mit dem er in freundschaftlichem Verkehr stand, ein Orgelbuch, das in seiner Art ein Kuriosum war. Es enthielt nämlich hundert Bearbeitungen des Chorals „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ mit immer neuen Vor- und Zwischenspielen, neuer Harmonisierung und Stimmführung. Die Melodie war nicht die jetzt bei uns übliche, sondern die sogenannte „bayrische“, die noch jetzt in manchen ländlichen Schulklassen als Morgenlied dreistimmig gesungen wird zu der Strophe:

Sing, hei' und geh auf Gottes Wegen,
 Berrichte Deine Pflicht getreu,
 Frau ihm und seinem reichen Segen,
 So wird er täglich bei Dir neu;
 Denn wer nur seine Zuversicht
 Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Unsere Schule, das Rektorat, befand sich an der Stelle der jetzigen Rathauschule; jedoch war sie etwas weiter von

der Kirche abgerückt und viel kleiner. Es war ein einstöckiges Gebäude mit Ziegeldach, ähnlich dem Diakonate, und wie dieses nach dem Brande vom 8. März 1781 neu aufgeführt. Das erste Stockwerk diente dem Rektor als Wohnung. Zu ebener Erde befanden sich auf der Südseite, gegen das Barchuther'sche



Rathausplatz mit Kirche, Rektorat und Kantorat vor 1852.

Haus hin, die beiden — damals einzigen — Knabeklassen. Die größeren Knaben unterrichtete der Rektor in dem Zimmer, das die Fenster nach dem Rathausplatz hin hatte; in dem nach der Kirche zu gelegenen Zimmer unterwies der Kantor die Anfänger. Beide Schulzimmer waren durch eine Tür mit einander verbunden und wurden durch einen gemeinsamen Ofen

erwärmt, der zur Hälfte in der Klasse des Direktors, zur Hälfte in der des Kantors stand und vom Hausplatz aus geheizt wurde. Er rauchte manchmal so stark, daß der Unterricht eingestellt werden mußte. Vom Hausplatz führte ein Ausgang nach dem Kirchenplatze, ein zweiter nach dem Rathausplatze, damals Schulplatz genannt.

Die Einrichtung unseres Schulzimmers war höchst einfach. Wir hatten keine Schulbänke, wie sie später üblich wurden. Es waren in dem Zimmer drei lange Tafeln, ähnlich den später eingeführten Zeichentischen, jedoch ohne Schublade oder Fach. Die Bücher legten wir, soweit sie nicht auf dem Tische Platz fanden, auf die Sitzbänke oder auf den Fußboden. Auch die Bänke waren ganz einfach, doch aber mit einer Lehne versehen. Anschauungsbilder oder sonstige Lehrmittel gab es nicht. In Büchern hatten die älteren Schüler die Bibel, den Katechismus und den „Hempel“, eine Art Lesebuch mit einer Bildertafel, auf welcher vier Giftpflanzen (Stechapfel, Tollkirchse, Wilsenkraut und Einbeere) farbig dargestellt waren.

In den ersten Schuljahren schrieben wir nur auf die Schiefertafel; vom dritten Schuljahre an wurden auch Feder und Papier gebraucht. Es gab aber keine Schreibhefte zu kaufen, wie heutzutage; jeder Schüler mußte sich seine Hefte selbst herstellen und linieren. Da gab es nun eine unglaubliche Mannigfaltigkeit hinsichtlich der Größe, Farbe, Qualität des Papiers usw. Meist wurde wohl Niederreuther Papier verwendet.

Als Schreibfeder stand ausschließlich der Gänsekiel in Verwendung. Die Stahlfeder war damals noch gänzlich unbekannt; sie bürgerte sich erst seit Ende der Vierzigerjahre allmählich ein. Das Zuschneiden der Feder lernte kein Schüler vor dem 11. oder 12. Jahre. Welche Not hatte nun der Lehrer mit dem Zurichten der Gänsekiel! Gewöhnlich reichten ihm mehrere Kinder zugleich die schlecht gewordenen Federn entgegen und ich wundere mich nur, daß der Daumnagel seiner linken Hand, auf welchem man die Spitze des Kieles quer abzuschneiden pflegte, nicht allmählich ganz abgenützt und durchschnitten wurde. Vor dem Zuschneiden mußte der Gänsekiel „gezogen“, das heißt durch schnelles Hin- und Herziehen in einem mit den Fingern umfaßten Tuche erhitzt werden, wodurch er — nach dem Erkalten — zum Spalten und Zuspitzen tauglich wurde. Zur Ausführung ganz kleiner Schrift oder feiner Federzeichnungen benötigte man wohl auch Krähenfedern. — Ein „Federmesser“ zu besitzen, war in jener Zeit der berechtigteste Wunsch jedes Knaben. Meistens hatten die Taschmesser neben der größeren Klinge eine kleinere, die ausschließlich zum Zuschneiden der Schreibfedern diente und daher „Federmesser“ genannt wurde.

Später ging mein zweiter Bruder mit mir zu Kantor Zahn in die Schule und unser dritter Bruder lief mit, ohne

noch schulpflichtig zu sein, sodaß er schon mit fünf Jahren lesen konnte. Es ist gut, daß solch verfrühter Schulbesuch heute gesetzlich untersagt ist.

Kantor Zahn hatte seine Wohnung in der Mädchenschule, dem Kantorate, einem älteren Gebäude aus Kieselwerk und mit Schindeln gedeckt, welches der Brand v. J. 1781 verschont hatte. Es widerstand auch dem großen Usher Brande v. J. 1814 und wurde erst 1852 abgetragen, als für den Bau der jetzigen Rathauschule Raum geschaffen werden mußte. Von der Knabenschule war das Kantorat durch einen schmalen Gang getrennt, der nach dem Inspektorshof führte. Zu ebener Erde waren die beiden Mädchenklassen untergebracht. Die größeren Mädchen unterrichtete der Organist, die kleineren der 4. Lehrer, Baccalaureus genannt, dessen Stelle erst i. J. 1780 gegründet worden war. Im ersten Stockwerk befand sich neben der Wohnung des Kantors auch die des Organisten. Letztere war aber so unzureichend, daß sie später Georg Stöb, als er die Organistenstelle innehatte, nur als Fremdenzimmer benützte, während er seine Familienwohnung in dem Hause Nr. 45 am Rathausplatze hatte.

Der Kirchenplatz war damals auf einen schmalen Raum rings um die Kirche beschränkt, nicht breiter als auf der Südseite, gegen den Graben hin, noch heute. Er war allseits abgeschlossen. An die Inspektorat- und das Diakonat reichte sich westwärts das „Haberschusterhaus“, ein schöner Holzbau, welcher den Brand v. J. 1781 überdauert hatte. Daneben führte eine kleine Treppe zur Widemgasse hinab, dann folgte eine Böschung und hierauf eine gemauerte Säule, zwischen welcher und der Friedhofsmauer ein Gattertor den Kirchenplatz gegen den Weg zum Kaplanberg hin abschloß. Dieses Tor war für den Wagenverkehr gewöhnlich geschlossen, hatte jedoch in der Mitte eine kleine Lücke, welche für Fußgänger stets geöffnet blieb. Als 1875 der Kirchenplatz gegen das Lutherdenkmal hin erweitert wurde, mußte dieses Tor abgetragen werden; als Begräbnisplatz diente der Raum um das Denkmal zum letzten Male im Jahre 1865.

Ganz ähnliche Gattertüre schlossen den Kirchenplatz gegen den Friedhof und gegen den Rathausplatz hin ab. Das letztere befand sich zwischen dem Kantorate und dem gegenüber stehenden Barentherschen Hause. Es wurde erst im Laufe der Vierzigerjahre entfernt. Bis zu diesem Tore reichte in ältester Zeit der Friedhof; man stößt dort beim Aufgraben des Bodens überall auf Ueberreste von Skeletten.

Auch die kleine Pforte, welche auf der Südseite der Kirche durch die Friedhofsmauer zur Grabenstiege führt, muß früher durch eine Lücke verschlossen gewesen sein; denn es waren dort in die Mauer Türangeln eingelassen, welche erst entfernt

wurden, als man die Mauer mit den noch jetzt dort befindlichen Pfröhschner'schen Grabsteinen verkleidete.

Während der schönen Jahreszeit erscholl allabendlich um 6 Uhr das „Turmblasen“. Es wurden stets drei Strophen eines Chorals gespielt, von jedem der drei „Schalllöcher“ des Kirchturms eine Strophe. Zweimal im Jahre aber erschallten vom Turme auch lustige Weisen: Tänze und Märsche. Das war an den beiden Kirchweih Tagen von 10 bis $\frac{1}{4}$ 11 Uhr vormittags. Der eine Jahrmarkt war am ersten Montag in der Fasten, der zweite am Montag nach Egid. Beide Tage waren schulfrei; Gottesdienste fanden an ihnen damals nicht mehr statt. Wann die Zahl der Wscher Jahrmärkte auf 4 erhöht wurde, ist mir nicht bekannt.

Die Musiker erhielten für ihre Bemühungen keinerlei Entlohnung, nur hatten sie das Recht, zu Neujahr den wohlhabenden Bürgern einen musikalischen Neujahrsgruß zu bringen, indem sie von Haus zu Haus zogen und auf dem Flur oder im Zimmer einige heitere Stücke bliesen, wofür ihnen ein größeres oder kleineres Geldgeschenk gereicht wurde. Dies war gewissermaßen ihr Jahresgehalt. Ein ähnliches Recht übten die Chorschüler aus, die unter der Führung eines Lehrers auf den Dörfern vor den Häusern sangen und dafür eine Gabe erhielten. In Neuberg hat sich dieses „Neujahrslingen“ unter dem Kantor Seybold sehr lange erhalten; sicher bestand es noch 1867; doch kann ich nicht sagen, wann es aufhörte. Das „Neujahrsblasen“ wurde in Wsch bis in die Achtzigerjahre geübt.

Die Musik wurde in meiner Kindheit in Wsch ziemlich eifrig gepflegt, besonders die Kirchenmusik. An jedem Festtage wurde auf dem Chore der evangelischen Kirche eine Kantate mit Orchesterbegleitung aufgeführt. Die Soli übernahm häufig Frau Doktor Pallardi, die Frau anheres Hausarztes, welcher später nach Franzensbad übersiedelte. Unter den Musikern zeichnete sich der „Geyer Karl“ aus. Er verstand fast alle Instrumente zu spielen, die Trompete aber war seine Hauptstärke; besonders wußte er ihr einen vibrierenden, weithin schmetternden Ton zu entlocken, der oft bewundert wurde. Als ganz kleiner Knabe verkaufte ich ihm einst eine Tabakspfeife. Das ging so zu: Nach dem Tode meines Oheims Andreas V a r e u t h e r — es gehörte ihm das Haus Nr. 4 auf dem Schulplatze — übergab mir eines Tages seine Witwe aus dem Nachlaß eine Pfeife, die Herrn Geyer immer sehr gefallen hatte, mit der Besetzung, sie ihm zu bringen. Er wohnte in dem Geyer'schen Hause an der Südseite des Rathauses. Da mag mir nun der „Geyer Karl“ den Kreuzer als Botschaft unter dem Deckmantel eines „Kaufpreises“ gegeben haben.

Sehr einfach und anspruchslos verlief damals das Leben des Bürgers. Ich erinnere mich, daß mein Vater nur einmal die Woche abends ausging, u. zw. in eine geschlossene Gesellschaft beim „Oberen Hofmann“. Zeitungen und Zeitschriften gab es nicht. Sehr einfach verliefen auch alle Feste, sogar das Weihnachtsfest; doch hatten wir schon einen Christbaum mit Lichtern, Äpfeln, Nüssen und „Zuckermänneln“. Die Geschenke bestanden in einigen Schiefer- und Bleistiften, einigen Bogen Papier und Kleidungsstücken, Äpfeln und Nüssen. Ja Ostern gab es bunte Eier. Zum Färben der gelben und braunen benützte man Zwiebelschalen, zum Rotfärben einen Absud von angefaultem Holz alter Apfelbäume. Anders gefärbte Ostereier kannten wir nicht.

Eine sehr angenehme Abwechslung im Einerlei des Alltagslebens war es für uns, wenn sich zur Kirchweih ein Marionetten-Theater oder ein Hänkelsänger einfand, oder wenn einmal ein Kamel mit einem Affen zu sehen war, oder Zigeuner mit Bären sich vor dem Orte lagerten, mehr zur Freude der Jugend als der Erwachsenen. Auch ein „Töpfeinbinder“ in seiner fremdartigen slowakischen Tracht war für uns Kinder ein willkommenes Gast, wenn er, im Hausflur auf der untersten Treppenstufe sitzend, gegen geringes Entgelt seine Kunst übte: Töpfe mit Draht zu umbinden, Mausfallen auszubessern usw.

Eine tägliche Quelle der Unterhaltung war auch der außerordentlich rege Wagenverkehr, der in meinen Knabenjahren auf der alten Hofer Straße herrschte. Da es noch keine Eisenbahnen gab — die erste auf dem europäischen Festlande wurde ja erst i. J. 1835 von Nürnberg nach Fürth eröffnet — geschah die Ein- und Ausfuhr aller Güter durch Fuhrwerke und der gesamte Verkehr zwischen Eger und Hof ging damals vom Marktplatze durch das Rathausstor und die Widemgasse an der Friedhofmauer entlang über den Kaplanberg nach Schönbach und dann an der Knallhütte vorbei nach Neuhäusen und Nehau. Da fuhr nun oft durch die Widemgasse eine lange Reihe der großen, stark gebauten Frachtwagen. Eine hohe leinene Platte schützte die Fracht gegen die Unbilden der Witterung. An der linken Seite des Wagens — zwischen Vorder- und Hinterrad — hing ein Sieb und eine Laterne, auf der rechten ein breiter eiserner Hemmschuh. Neben dem Rutscher saß meist ein weißer, wachsender Spitz. Das Geschirr der Pferde war mit vielen Messingringen verziert und zur Frühlingszeit gewöhnlich mit frischen Birkenzweigen geschmückt. Der stattliche Großfuhrmann ging würdevoll neben dem Wagen einher, die Pfeife im Munde, die lange Peitsche in der rechten Hand. Diese „Frächter“ kamen mit ihren Wagen weit umher im deutschen Lande. Die Gebrüder H u s c h e r in der Karlsstraße brachten z. B. böhmisches Glas bis nach Hamburg und holten

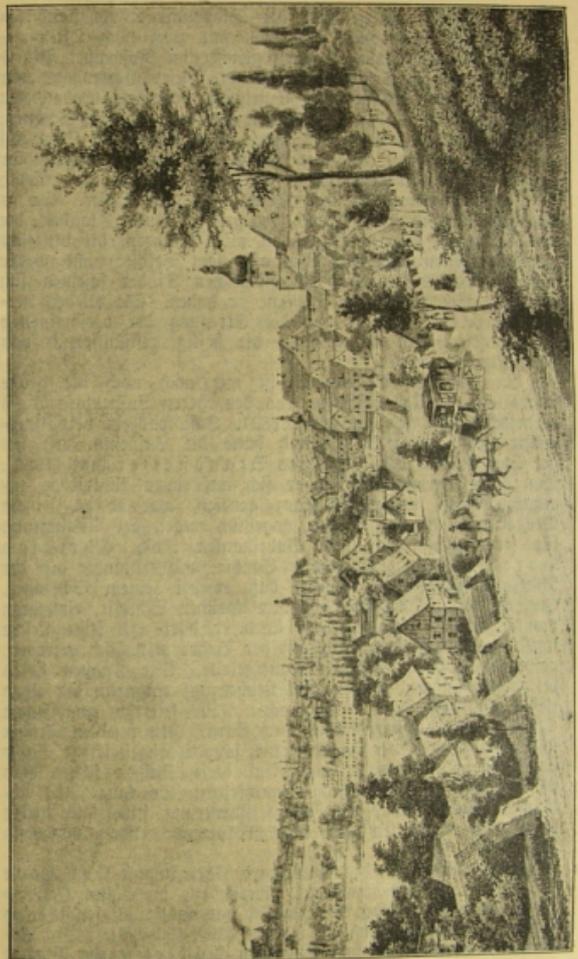
von dort als Rückfracht Kolonialwaren; J. G. Bareuther schaffte Niederreuther Papier nach Leipzig und brachte dafür Garne, hauptsächlich Rotgarn zurück.

Besonders willkommen waren uns Knaben die großen gelben Postkutschen, von drei Pferden gezogen, mit dem Postillon auf dem hohen Boocke und dem Kondukteur im Personenabteil. Das Dach der Postkutsche war meist hoch bepackt mit allerlei Koffern und sonstigem Gepäck. Wenn im Sommer die vielen Kurgäste nach den böhmischen Bädern oder wieder heimreisten, reichten häufig die regelmäßig verkehrenden Postwagen nicht aus. Dann wurden vom Postmeister Langheinrich sogenannte „Beiwagen“ gestellt, gewöhnliche Kutschen für zwei Personen und von zwei Pferden gezogen. Manchmal fuhr eine ganze Reihe solcher Kutschen vor dem Postwagen her. Vornehme Reisende fuhrten meist im eigenen Wagen mit „Extrapost“, so genannt, weil sie nicht an die gewöhnlichen Fahrzeiten gebunden waren. Mit solchen Extraposten kamen damals hohe und allerhöchste Herrschaften durch die Widemgasse, z. B. Fürst Metternich, Fürst Blücher, König Otto von Griechenland. Auch Goethe fuhr diese Straße oft, jedoch schon vor meiner Knabenzeit, zum letztenmale 1823.

Den lebhaften Verkehr in der Widemgasse machte sich ein Bettler zunutze, der seinen Sitz regelmäßig auf dem Prellstein an der Ecke des Archidiakonates hatte. Einst sahen wir Knaben, daß ihm ein vornehmer Reisender einen blanken Taler zuwarf. Diese unerwartet große Gabe brachte den armen Mann so außer Fassung, daß er, die Mütze in den Händen haltend, völlig sprachlos kein Wort des Dankes hervorzubringen wußte und erst nach geraumer Zeit sich bückte, um den Taler aufzuheben.

Als ich etwa acht Jahre alt war, erhielt ich den ersten Turnunterricht, u. zw. im Unger'schen Garten, der jetzt im Besitze des Herrn Fabrikanten Klaubert ist. Dort hatte der Kandidat Rabais, welcher Hauslehrer in der Familie des Herrn Strumpffabrikanten Georg Unger war, einen kleinen Turnplatz für seine Zöglinge eingerichtet und Herr Unger lud uns ein, an den Turnübungen teilzunehmen. Wir hatten einen Barren, ein Reck und ein Sprungbrett. Es war dies wohl der erste Turnunterricht, der in Aisch gegeben wurde.

Ein großes Ereignis war für uns der Bau der „Neuen Straße“, der jetzigen Hofersstraße, welche um 1830 in Angriff genommen wurde. Wenn die Arbeiter ihre Ruhestunden hatten, ergriffen wir Knaben die Werkzeuge, um zu graben und zu schaufeln, was uns große Freude machte. Die „Neue Straße“ führte quer durch den Diakonatsgarten, welcher nordwärts vom Inspektorsgarten lag, von diesem nur durch den Feldweg getrennt, der zu den Aekern der Widemhäuser Nr. 10 und 22



Aisch von der „Neuen Straße“ im Jahre 1854.

führte. In der oberen Ecke des Diakonatsgartens stand ein Gartenhaus, ein kleiner Kiegelbau mit zwei nach Osten gerichteten Fenstern, wie ein ganz gleicher im Kofbacher Pfarrgarten bis in die Siebzigerjahre stand. Dieses Gartenhaus war für uns Knaben ein beliebter Spielplatz; besonders beobachteten wir darin oftmals bei geschlossenen Fensterläden den Schatten, den vorübergehende Personen durch die Astlöcher der Türe auf den Boden warfen. Aus der Gestalt der Schatten suchten wir die Personen zu erraten. Wie der ganze Garten, fiel natürlich auch dieses Gartenhaus dem Straßenbau zum Opfer. Als es abgebrochen und der Grund abgegraben wurde, fanden die Arbeiter einen irdenen Topf voll alter Münzen, die vielleicht zu Kriegszeiten dort vergraben und vom Besitzer nicht wieder behoben worden waren. Die glücklichen Finder scheinen sich mit dem Schätze geschickt entfernt zu haben. Sie blieben verschwunden und mir ist nur die Erregung der versammelten Menschenmenge in Erinnerung, die heftig gestikulierend von dem Funde sprachen.

In lebhafter Erinnerung ist mir auch noch die große Aufregung, die der plötzliche Tod des Herrn Inspektors Just verursachte. Es war im Jahre 1831. Just war ein verhältnismäßig noch junger Mann und hatte die Inspektion erst seit der Emeritierung des Inspektors Brandstetter inne (1822). Von einer Verkühlung, die er sich auf einem Amtswege zugezogen hatte, noch nicht ganz genesen, war er zu seinem Bruder nach Adorf gefahren, angeblich wegen der Ausstattung für seine älteste mit dem Fabrikanten Joh. Christian Barenthher verlobte Tochter Sophie, und erkrankte auf der Rückfahrt plötzlich so schwer, daß er bei seinem Schwager, dem Grafen v. Jedtewiz auf dem Grüner Schlosse, einkehren mußte. Wenige Tage darauf starb er dort und seine Leiche wurde nach damaliger Sitte auf der Bahre nach Wsch getragen, gefolgt von einem großen Trauergeleite. Wir Knaben liefen mit vielen anderen Leuten dem Leichenzuge entgegen, der einen tiefen Eindruck auf mich machte. In feierlich gemessenem Schritte trugen sechs Männer den Sarg. Neben jedem Träger schritt ein zweiter, der eine hölzerne, schwarz angestrichene Stütze von etwa Schulterhöhe trug. Auf diese Stützen stellte man die Bahre, wenn die Träger wechselten. So lange die Ablösung dauerte, stand der ganze Leichenzug still, und dieses regelmäßige Anhalten gab dem Trauerzuge etwas ungemein Feierliches.

Nach dem Tode des Inspektors Karl August Just wurde mein Vater Archidiakon und übersiedelte im Jahre 1832 in das Pfarrhaus in der Widemgasse, das später ich selbst durch fast ein halbes Jahrhundert (1854—1899) innehatte. Der bisherige Archidiakon Joh. Christoph Künzler wurde Pfarrer

von Kofbach, wo kurz vorher Pfarrer Joh. Michael Puk gestorben war. Das Diakonat in Wsch erhielt G. Fr. W. Martius, der seit 1829 in Kofbach als Vikar fungiert hatte. Er nahm später eine Pfarrstelle an der deutsch-evangelischen Kirche in Prag an und genoß dort großes und wohlverdientes Ansehen. Die Wscher Inspektion aber blieb längere Zeit unbesetzt. Wiederholt legten die Herren Kirchenpatrone meinem Vater nahe, sich um dieselbe zu bewerben. Sehr lebhaft ist mir noch im Gedächtnis, daß der Graf Wilhelm v. Jedtewiz-Unterteil ihn eigens im Archidiakonat aufsuchte, um ihn dazu zu bewegen. Mein Vater meinte jedoch, daß die Stelle seinem älteren Amtsbruder Künzler, einem gebürtigen Kofbacher, gebühre, und so erhielt dieser endlich im Juni 1833 das Inspektorat, während mein Vater auf die Kofbacher Stelle vorrückte.

Die Uebersiedelung nach Kofbach gestaltete sich für meinen Vater zu einer ehrenden Kundgebung. Unser Wagen wurde von Vertretern der Wscher Gemeinde, von den herrschaftlich-Jedtewizischen Beamten und den Lehrern mit dem Schülerchor bis zur Sorg begleitet. Einen besonderen Eindruck machte es auf uns Kinder, daß unseren Wagen rechts und links zwei Reiter begleiteten: Herr Wirkwarenfabrikant Georg Unger und sein Schwager Ritter. Vor dem Sorger Schlosse wurde gehalten; der Chor sang ein Lied und darauf hielt mein Vater, im Wagen stehend, eine Abschiedsrede an die versammelte Menge. Auf der Weiterfahrt kam uns eine Abordnung der Kofbacher Gemeinde entgegen und in der Längenanau wurden wir von einer großen Anzahl Kofbacher erwartet. Unter Glockengeläute zogen wir im neuen Amtsitze des Vaters ein.

Die Kofbacher Pfarre gliedert sich damals einem stattlichen Wirtschaftshofe. Zwischen dem Pfarrhause, das heute noch steht, und der Straße befand sich der ringsum von Gebäuden und Toren abgeschlossene Hof, in dessen Mitte sich ein von zwei Säulen getragener Laubenschlag erhob. Von der Straße aus führte in den Hof ein breites Tor und daneben eine Türe für Fußgänger, beide überdeckt von einem Heuboden, der sich links und rechts über den Pferdestall und die Wagenremise erstreckte. Gegen Süden schloß den Hof eine Gartentüre und der Rinderstall ab. Im Stockwerke des letzteren waren verschiedene Wirtschaftsgeräte untergebracht, wie die Häckselmachine, Flachsbreche u. a. m. Unter dem Dachfirst befand sich der „Schüttboden“ (Getreideboden). Auf der Nordseite des Hofes stand eine kolossale Scheuer. Sie war so ungeheuer groß, weil darin nicht nur die Frucht der Pfarrfelder aufbewahrt und gedroschen wurde, sondern auch etwa 50 Schock Garben Zehntgetreide. Dieses war sogenannter „rauhes Zehnt“, d. h. die Garben wurden ungedroschen, wie sie auf dem Felde gebunden waren, abgeliefert. Sie wurden an einem bestimmten, von der Kanzel

vermeldeten Tag in den Pfarrhof gefahren. Der Tag dieser "Biefuhren" war für alle Beteiligten eine Art Festtag. Nach altem Herkommen brachten die Bauern den Zehnt ohne jedes Entgelt in die Pfarre und wurden dann mit Bier, Brot, Käse, Butter und Tabak bewirtet. Sie waren alle mit dem Pfarrer persönlich bekannt und brachten meist einen Knecht oder Bubin mit, der mit dem geleerten Wagen nach Hause fuhr, während die Bauern länger in der Pfarre blieben. Einige Kofsbacher Grundbesitzer lieferten übrigens den Zehnt nicht in Natura, sondern entrichteten dafür eine entsprechende Geldsumme. Für eine Garbe war ein Zwanziger festgesetzt, der dritte Teil eines Silberguldens.

In die Scheuer schloß sich ein niedriges Gebäude, das als Hühner- und Gänsestall diente; dann folgte das Waschhaus mit dem "Wasserkasten" und dem laufenden "Röhrwasser". Zwischen diesem und dem Wohnhaus befand sich ein großes Tor, durch welches man zu den Pfarrfeldern gelangte, die sich in langer Flur vom Pfarrhofe bis zur sächsischen Grenze bei Gettengrün erstreckten. Dort läuft längs der Grenze ein uralter Wallgraben. Wir hörten sagen, daß er im dreißigjährigen Krieg von den Schweden aufgeworfen worden sei; wahrscheinlich ist es aber ein Grenzgraben aus noch älterer Zeit. Seneits desselben befindet sich der Pfarrwald. Der ganze Pfarrgrund war 35 bis 40 Joch groß. Es gehörte also zur Pfarre eine ziemlich bedeutende Wirtschaft, welche von meiner Mutter musterhaft geleitet wurde, da mein Vater durch seine Amtsgeschäfte gänzlich in Anspruch genommen war. Wir hatten gewöhnlich 10 bis 12 Stück Rinder und Jungvieh. Später schaffte mein Vater auch zwei Pferde an, die er um einen sehr billigen Preis von einem sächsischen Gutsherrn erhielt, der seine Wirtschaft aufgab und dem daran gelegen war, die Pferde in gute Hände zu bringen. Es waren sehr schöne Tiere. Leider wurden sie ruiniert, als sie beim Markneukirchner Brand vor die Kofsbacher Feuerspritze gespannt und auf den damals schlechten Wegen überanstrengt, vielleicht auch verküßt wurden. Im Pferdestall waren übrigens zwei Stände abgeteilt; kam Besuch, so konnten in dem zweiten Stalle noch zwei Paar Pferde untergebracht werden.

Das Wohnhaus der Pfarre hatte den noch jetzt vorhandenen überdeckten Eingang. Rechts von der Haustüre führte eine Holzstiege zum ersten Stockwerk empor, linker Hand verdeckte eine Falltüre die Kellerstiege. Das Zimmer zu ebener Erde gegen den Garten hin war unser gewöhnlicher Aufenthalt; daneben befand sich das Studierzimmer meines Vaters, von jenem nur durch einen verschließbaren Vorhang getrennt, der eine große überwölbte Türöffnung verschloß. Auf der Ost- und Nordseite des Hauses befand sich eine geräumige Vorratskammer,

die „schwarze Küche“ und das Gesindezimmer. Wir hatten gewöhnlich vier Dienstboten: den Pferdeknecht, die Kuhmagd, die Hausmagd und regelmäßig noch einen Tagelöhner.

Die Beleuchtung der Gesindestube geschah noch durch brennende Kienspäne („Schleifen“) auf einem kleinen eisernen Roste unter dem „Leihout“. Zu diesem Zwecke wurden alljährlich mit dem nötigen Brennholz auch zwei „Schleißbäume“ aus dem Pfarrwalde geholt. Man nahm dazu harzreiche Kiefern. Auch die Beleuchtung der Wohnstube und der Studierstube meines Vaters war recht dürftig nach heutigen Begriffen. Tagelichter in einfachen Blech- oder Messingleuchtern waren die gewöhnliche Lichtquelle. Die Dochte mußten in kurzen Zwischenräumen mit der „Lichtpuße“ abgeschnitten werden. Lampen gab es wohl, aber sie leuchteten noch schwächer als die Unschlittkerzen. Sie bestanden aus einem kleinen ovalen Gefäße aus Ton, Blech oder Zinn, das auf der einen Seite eine Art Schnabel hatte, aus dem der dünne Docht hervorragte. Damit diese Lämpchen eine größere Fläche des Tisches beleuchteten, pflegte man sie auf einen umgestürzten Topf zu stellen. Als ich im Jahre 1836 nach Prag kam, gab es dort schon eine Art besserer Kerzen. Man nannte sie, glaube ich, Milkerzen. Noch später kamen die Stearinkerzen auf, die einen großen Fortschritt bedeuteten. Auch die Vellampen wurden allmählich verbessert. Es wurden breitere oder runde Dochte verwendet und Glaszylinder angebracht, bis dann die Modérateurlampen und schließlich die Petroleumlampen Eingang fanden. Das war aber erst in den Fünfziger- und Sechzigerjahren. In meiner Knabenzeit spielte, wie gesagt, die Talg- oder Unschlittkerze die Hauptrolle bei der Zimmerbeleuchtung; denn den Gebrauch der kostspieligen Wachskerzen konnten sich nur die wohlhabendsten Familien gestatten. Die Herstellung der Talglichter, das „Lichterziehen“, geschah im Hause. Auch mein Vater war dabei tätig, und zwar bemühte er sich hauptsächlich um die Bereitung der Dochte. Diese wünschte man möglichst so beschaffen, daß sie mit dem Talge zugleich verbrannten, damit die „Lichtpuße“ nicht allzu oft in Tätigkeit gesetzt werden mußte. Um die Talglichter zu bleichen, hängte sie meine Mutter bei Vollmond ins Fenster. Sie behauptete, daß die Lichter davon eine schöne weiße Farbe bekämen.

Zur Feuerung wurde fast ausschließlich Holz verwendet. Stein- und Braunkohlen waren ganz unbekannt, dagegen wurden im Herbst alljährlich etliche Fuhren Torf in die Holzschupfe gebracht. Die Holzschupfe wurde im „Laugenfaß“ gesammelt, welches aufrecht auf einem Ständer ruhte und nahe am Boden einen Hahn oder eine Pipe hatte. Die eingefüllte Asche wurde öfters mit Wasser übergossen und die entstandene Lauge nach Bedarf abgezapft. Man verwendete sie nicht nur zur Reinigung der Wäsche, zum Scheuern der Tischplatten und